

3.6.2013 Arnd Wesemann

bigNotwendigkeit: «It ain't over till it's over»

Gleich vorweg: Hier wird nicht getanzt, nie, in keinem Moment.

Hier wird erzählt, pausenlos erzählt, von einer Frau, die von einer Frau erzählt, die am Ende der Vorstellung von der Bühne herabsteigt und sich bei jedem Einzelnen im Publikum verabschiedet. Da ist man schon froh, dass dies kein Tanz ist und kein Performer von der Bühne in den Berliner Sophiensälen steigt und jedem von uns die Hand entgegen streckt. Es reicht ja, die eigene Vorstellung zu bewegen – und Esther Becker, notorisch ungeschwätzig trotz anderthalb Stunden Text, ruckt unseren Kopf ziemlich hin und her, rät uns ganz praktisch, die Fingerspitzen heftig aneinander zu schlagen, um durchzuhalten während dieser ungetanzten Tanzvorstellung, dieser durchaus lebensechten, weil sehr allmählichen Bewegung auf das Ende dieses Theaterabends hin, oder auf das Ende des eigenen Lebens zu, auf das Ende des eigenen Gedankens, dauernd zu denken, was wäre, wenn das, was man macht, nur endlich mal ein Ende hätte.

«It ain't over till it's over», die Performance der Zwillingsschwestern Esther Becker und Anna K. Becker in der Co-Regie mit Katharina Bischoff ist – auch - eins von diesen vielen Ehrlichkeits- und Selbstbekenntnistücken, das von der eigenen Geburt als dem finalen Ende der Zweisamkeit philosophiert, um darin sogleich die heilige Apokalypse zu erkennen: dass der Anfang immer der Anfang vom Ende ist. Der Spaß ist, dass man selber denkt: Geht man nicht allein deshalb ins Theater, damit man im Theater dann doch nur denkt, das Stück möge nun bitte mal wieder aufhören? Es soll aufhören, weil man im Theater, oder auch im Urlaub oder im Praktikum möglichst keine Verwandlung des eigenen Lebens erleben möchte. Man will, dass sich wegen so einer Darbietung gar nichts ändert - nicht im eigenen Denken, und schon gar nicht in der Kultur. Bloß keine Revolution, auch keine ästhetische, damit am Ende des Abends die Welt genauso sein möge, wie vorher auch. Warum gehen wir dann ins Theater, zum Tanz, in die weite Welt?

Weil wir ernstlich hoffen, dass etwas schief geht, dass überhaupt etwas passiert. Aber es passiert weiter nichts an diesem Abend. Es gibt hier nur stoisch wiederholte orale Lust an der Apokalypse, am Mord, am Chaos der Krise. Das ist wie im Kino (und wie auch einst im Theater) nur eine immer wieder gewaltige Unterbrechung des immer Selben, hergestellt mit all diesen gleichen Routinen aus Spannung, Handlung. Theater ist eben nur eine Unterbrechung derjenigen Zeit, die man sonst mit mehr oder minder großer Panik, mit Sorgen und mit diesem immensen Aufgabenpaket aus lauter «Müssen» verstreichen lässt. Ebenso gut könnte man ja – tanzen. Auch das vertreibt die Zeit, die die Performerin Danijela Milijic hier stoisch abzählt, bis sie bei 2274 angelangt ist: Es ist die von uns verschenkte Zeit an die Gießener Kompanie bigNotwendigkeit, die, wenn man genau hinhört, sogar lauter kleine Pina-Bausch-Zitate enthält: von dem längst vergessenen Bausch-Stück «Wind von West» bis hin zur berühmten Mechthild-Großmann-Zeile vom ewigen Aufschieben des Endes: «Noch ein Weinchen, noch ein Zigarettchen und bloß nicht nach Hause». Aber auch diese Zeit ist zu Ende, einfach, weil das Ende immer ein strukturgebendes Element ist, im Leben und im Theater. Weshalb dieser Text – endlich, auch notwendigerweise - hier endet.